

Mein erster Handgranatenwurf

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **16 (1940-1941)**

Heft 23

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-711857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein erster Handgranatenwurf

Seit zwei Wochen haben wir fleißig blinde Handgranaten geworfen, haben gelernt, die einzelnen Griffe, von denen das Leben des Werfers abhängen kann, ruhig und sicher auszuführen. Liegend, kniend und stehend müssen wir jetzt unsere Ziele (Granatrichter, Kellerfenster, Gräben usw.) treffen können. Heute nun kommt der große Tag: Es wird scharf geworfen.

Auf etwas legte unser Zugführer immer großes Gewicht: Sowohl in der Offensive, wie auch beim Wurf aus dem Graben heraus, haben wir, sobald die Handgranate geschleudert war, wie ein geölter Blitz hinter der nächsten Deckung (Graben, Trichter, Bodenwelle, Mauer) zu verschwinden, uns ganz fest an den Boden anschmiegen, oder im Graben niederkauern müssen, um uns vor Splintern und Luftdruck der geworfenen Handgranate zu schützen. In dieser Stellung haben wir dann drei Sekunden abzählen müssen, denn etwa 3 Sekunden, nachdem der Wurfkörper die Hand des Werfers verlassen hat, explodiert sie. Und erst nach Abzählen dieser drei Sekunden durften wir aus der Deckung hervorkommen; und zwar auch beim Werfen der blinden H.G., die den Werfer in keiner Weise gefährden.

Dieses Vorgehen hat sich als notwendig erwiesen, weil verschiedene Unfälle sich ereignet haben, die darauf zurückzuführen sind, daß der Werfer ganz vergaß in Deckung zu gehen, weil er sich dies beim blinden Werfen nicht angewöhnt hatte.

Natürlich hat hier das Moment der Angst und der seelischen Anspannung, das bei vielen Leuten im Moment des Scharfwerfens auftritt, eine große Rolle gespielt.

Andere Unfälle erfolgten so, daß der Werfer wohl Deckung suchte, aber sehr bald wieder hervorkam, weil er das Gefühl hatte, die Detonation hätte bereits erfolgen sollen und man habe es mit einem Blindgänger zu tun. In Momenten starker Nervenbelastungen erscheinen oft wenige Sekunden als geraume Zeit. Aus diesem Grunde verlangen unsere Offiziere das Abzählen der 3 Sekunden.

Ich will versuchen, den Lesern die Momente der seelischen Anspannungen, die ich beim heutigen ersten, scharfen Werfen durchgemacht habe, zu schildern:

Noch sitzen wir im Schatten eines Baumes, 200 Meter hinter dem Wurfstand. Soeben sauste wieder eine der schweren Defensiv-H.G. über den Deckungswall hinaus ins Trichterfeld. Wir zählen im stillen: — 21, 22, dreiund — jetzt zuckt es wie ein Blitz aus einem Trichter auf, die Detonation wirft eine Erdfontäne hoch, wie von einem Vulkan ausgespuckt, Steine und

Wurzeln mitreißend, und im gleichen Moment dröhnt ein fürchterlicher Explosionsknall durch die Luft: Wir zucken zusammen.

Als wir gestern abend auf dem Arbeitsprogramm lasen, daß wir heute zum scharfen Werfen kommen, hat manch einer von uns selbstsicher lächelnd erzählt, wie er mit der Handgranate Jongleurstücklein zu vollbringen gedenke, ich glaube, ich habe auch so was erzählt. — Eigenartig — jetzt sind alle ganz still geworden. Vor uns hinsinnend sitzen wir — alle da.

Im Gehirn jagt ein Gedanke den andern — wenn ich Angst habe, blamiere ich mich vor meinem Leutnant — wenn ich die entscherte H.G. fallen lasse, zerreißt sie mich in hundert Stücke, — wenn — laut wird mein Name gerufen. Ach, ich bin ja an der Reihe. Bin ich so geistesabwesend, oder etwa so aufgeregt, daß ich dies gar nicht bemerkte? — Nein, nur nicht sich einbilden, man sei aufgeregt, sonst wird man's noch.

Ich springe auf und eile dem Wurfstand zu. Kaum bin ich einige Schritte weg, so ertönt von hinten der Ruf: «Helm vergessen!» Bei Gott, den hätte ich bald vergessen. Ja, nun bin ich also doch aufgeregt, trotzdem ich es mir gar nicht einbilde.

Mit wackeligen Knien stolpere ich über Stock und Stein dem Wurfstand zu. Mein zurückgehender Vorgänger geht, ein siegreiches Lächeln auf den Lippen, zu meinen Kameraden zurück. Stolz wie ein Spanier geht er an mir vorbei. — Ja — der hat gut lachen, er ist nicht nervös, ich aber bin soo —

Schon stehe ich vor meinem Leutnant, ich schäme mich vor ihm, weil ich so aufgeregt bin.

Und dort drüben steht die Kiste mit diesen scheußlichen Instrumenten, das ist ja schrecklich, das zerreißt mir die letzten Nerven, wenn sie nicht schon alle futsch sind.

Was, mein Leutnant lächelt noch? Er schimpft nicht, weil meine Knie bei der Achtungstellung zittern? — Ja — und nun meint er noch: «Mitr. Caduff, Sie sind ein so ruhiger Mann, bei Ihnen geht sowieso alles gut.»

Ja, das ist nett von meinem Leutnant. So bin ich also gar nicht aufgeregt? Ach, ich hatte mir ja nur eingebildet, ich sei es. Ich bin ja gar nicht nervös, er hat's ja gesagt. Ja, er hat schon recht, ich werde ganz ruhig und sicher werfen — und dazu noch großartig treffen, das ist ja ganz klar.

Doch jetzt geht er zu der verfluchten Kiste, ich glaube, ich werde nervös. Jetzt nimmt er eine in die Hand — oha, jetzt bin ich ganz sicher doch aufgeregt, ich merke es am Zittern meiner Hand. — Kalt läuft es mir den Rücken hinunter.

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes
(38. Fortsetzung)

Um sie zu bauen, auszubessern und instandzustellen, eignen sich im Notfall auch die Legionäre. Nun sind wir hier und bauen eine Straße zu einem strategisch wichtigen Punkt, an dem ein Befestigungswerk entstehen soll. So beißen wir uns mit Hacke und Schaufel, Sprengstoff und Muskelkraft ins harte Gestein, jeden Tag ein Stück weiter. Wer sich Afrika als das Land des ewigen Sommers vorstellt, der komme zu uns, um eines Besseren belehrt zu werden. Wenn er eine Sturmnacht in unsern luftigen Zelten durchlebt hat und am Morgen mit steifen Knochen durch den knietiefen Schnee zur Arbeitsstelle waten muß, weiß er wahrscheinlich, daß es nicht so ist. Daher ist auch die Stimmung unter unsern Leuten nicht rosig, mit Ausnahme am Soldatentage. Da hat der Marketender viel zu tun und abends ist meistens der letzte Mann betrunken. Selten geht ein solcher Tag zu Ende ohne Krach und Prügeleien, die nicht selten in Messerstechereien enden, ungeachtet der Strafe, die folgt. Besonders die Alten sind Meister in solchen Sachen. Diese kriegsgewohnten Männer arbeiten nicht gerne. Ihr Handwerk ist der Kampf und ihr Werkzeug Gewehr und Dolch. Der längste Marsch im Bled (Wüste) ist ihnen nicht so verhaßt wie der Straßenbau.

Dann und wann sieht man auch einen hageren Bergberber, der mit mißtrauischen Blicken unser Tun verfolgt. Der Stamm der Glau, der diese Gegend bewohnt, hat sich zwar längst un-

ter die Hoheit Frankreichs begeben und ihr Oberhaupt ist ein Gentleman, der sich in den besten Kreisen Europas ebenso sicher bewegt wie in seiner Kasbah in Teluet. Aber wehe dem Legionär, der sich allein zu weit vom Lager entfernt. Ohne Schlimmes zu ahnen, setzt ein sicher geführter Dolchstoß aus dem Hinterhalt seinem Leben ein Ende. Die Berber haben es vor allem auf die Waffen abgesehen und sie wissen gut damit umzugehen, besser als mancher von uns.

Eigentlich ist es auch mein sehnlichster Wunsch, einmal in den Kampf zu ziehen. Es ist sicher kurzweiliger als schaufeln, pickeln und sprengen. Wann wird die Reihe an uns kommen?

Marrakesch, den 20. Dezember . . .

Seit Tagen sind wir zurück aus der Schneewüste des hohen Atlas. Eine neue Aufgabe wartet unser. Wie ich vernahm, sollen wir einen wichtigen Transport nach dem Süden begleiten. Heute ist unser Ausgangstag. Der größte Teil unserer Mannschaft ist ausgerückt, um sich an Wein und Frauen zu ergötzen, denn lange war die Zeit, da wir kein weibliches Wesen zu Gesicht bekamen, mit Ausnahme einiger Berbermädchen, die krank waren. Die Berber kämpfen nicht nur mit den Waffen. Absichtlich schicken sie syphiliskranke Mädchen in die Nähe der Truppenstandorte, wissend, daß jeder erkrankte Legionär erledigt ist. Hunderte von Männern gingen auf diese Weise der Legion schon verloren. In den Männern wie in den Frauen dieses ehemals freien Volkes lebt ein unauslöschlicher Haß gegen die Europäer. Jede Gelegenheit ist ihnen recht, diesen Schaden an Gut und Leben beizubringen. Immer wieder flammt der Haß der Eingeborenen auf gegen alles Fremde und

Jetzt kommt er mit diesem scheußlichen Ding auf mich zu: Ich glaube, ich verschwinde in den Boden hinein — nein — in das Blaue des Himmels hinauf — in meiner Unentschlossenheit bleibe ich vorläufig mal auf dem Boden — allerdings mit einem bösen Schrecken in den Knien.

Da meint mein Zugführer: «Das wäre jetzt so ein Möbel, das für so manchen von uns im Nahkampf zum Lebensretter wird, das uns dann, wenn der anstürmende Feind uns schon fast am Halse sitzt, unsere Stellung zu überrennen droht, zum besten und mächtigsten Kameraden wird.»

«Ach ja, das stimmt eigentlich», fährt's mir durch den Kopf — «da muß ich ja gar keine Angst haben vor diëser H.G., der Leutnant sagt ja selber, sie sei mein bester Kamerad in schwerster Stunde — ich glaube, ich bin nicht mehr nervös, das war ja nur Einbildung, das ist ja ganz —»

Mit selbstsicherer Hand fasse ich die H.G. an, nehme den Sicherheitsdeckel weg, armiere und hole weit zum Wurf aus — ein furchtbarer Gedanke fährt durch den Kopf — wenn die H.G. jetzt explodiert, sind der Leutnant und ich tot — mein ausholender Arm bleibt starr in seiner Stellung — oha, jetzt passiert mir doch noch ein — — in wilder Hetze jagen sich schreckliche Gedanken, doch zwischen hinein fährt das scharfe Kommando meines Leutnants. Mit strengem Auge schaut er mich — «Werfen Sie!» — Und unwillkürlich habe ich geworfen und schon hat er mich hinter die Deckung heruntergezogen.

Eng an die Erde angeschmiegt, liegen wir am schützenden Wall. Immer noch lastet eine schwere seelische Anspannung auf mir, meine Hand bebzt. Zwei — drei Sekunden verstreichen und dann erschüttert eine unheimliche Detonation den Erdboden, über unsere Deckung hinweg zischen mit scheußlichem, hartem Heulen die Splitter, die für jeden, den sie in weitem Umkreis erreichen können, Tod und Verderben sind. Behend und in Gedanken schaudernd stelle ich mir die Wirkung dieser unheimlichen Waffe vor.

Durch die Worte meines Leutnants: «Sie haben beim Wurf gezögert, sonst aber Ihre Sache gut gemacht», werden meine Gedanken in die Gegenwart zurückgerufen.

Mein Zugführer ist bereits aufgestanden. Ich springe auf. Gedanken jagen durch den Kopf, doch diesmal Ruhe und Sicherheit bringend: Soo, ich habe meine Sache gut gemacht? Ach ja, das ist ja ganz selbstverständlich, das ist ja klar.

Mit jenem fast geheimnisvollen Lächeln, mit dem er mich empfangt, entläßt mich mein Zugführer zu meinen Kameraden.

Nicht wahr, das habe ich gut gemacht, ist mein einziger Gedanke auf meinem Rückweg. — Stolz wie ein Spanier begegne ich meinem Nachfolger, der eigenartig hastig dem Wurfstand zueilt, seinen Lippen ein verlegenes Lächeln abringend.

Ich glaube, der hat Angst — und dabei ist alles soo leicht.

A. Sch.

Gleichnis!



*Kräftig saust der Hammer nieder,
noch drei Schläge — gopfriedstutz!
und der Pfahl so fest und bieder
bietet unserm Lande Schutz!*

*Bietet Schutz, mit vielen andern
in Gemeinschaft, denn allein
würde er trotz seiner Dicke
nutzlos und verloren sein!*

*In den Wald von vielen Pfählen
wird noch Stacheldraht gespannt,
dann erst würd' die Barrikade
wohl erfolglos angerannt.*

*Und auch wir, wir steh'n zusammen
wie die Pfähle dort am Wall,
denn wenn wir gemeinsam kämpfen,
bringt ein Feind uns nicht zu Fall!*

*Statt dem Stacheldraht verbindet
uns bei jedem Schritt und Tritt
immer noch der Freiheitwille —
dieser ist bei uns der Kitt!*

Jules Kündig.

die Legion ist das Mittel, diese Aufstände zu unterdrücken. Ist es ein Wunder, wenn wir so verhaßt sind?

Nun aber will auch ich noch ein wenig in die Stadt. Mein Freund Franz Knecht steht neben mir und drängt mich dazu. Er ist ein strammer, brauner Soldat geworden, nachdem er das Heimweh überwunden und sich an die Strapazen gewöhnt hat.

Am Abend des gleichen Tages.

Die Städte Afrikas sind immer etwas Besonderes für mich. In ihnen finde ich vieles, das zu sehen und zu erleben immer mein sehnlichster Wunsch war. Die Suqs, die Straßen der Händler, die Straßencafés und die großen Plätze, an denen Wahrsager, Kartenschläger und andere Zauberünstler ihr Gewerbe betreiben. Stundenlang trieb ich mich mit Franz herum. Wir staunten über die prächtigen Bauten in maurischem Stil. Schade, daß sie alle Merkmale des Verfalles tragen. Es scheint, daß der Kulturgedanke, der Bauten wie die Kasbah- oder die Kutubiamoschee hervorgebracht hat, erstorben ist.

Halbzerfallene, einst wundervoll geschmückte Tore durchbrechen die Mauern, die das eigentliche Marrakesch umschließen. Und überall Palmen und wieder Palmen der ganzen Stadtmauer entlang. Einzig ist der Giama el fna, der große Marktplatz. Bunt wogt hier das Leben, wo die Leute aus allen Teilen des Landes zusammenströmen und mit allem handeln, was ihre reiche Heimat hervorbringt. Da ist ein ewiges Lärmen und Schreien, Wogen und Stoßen, daß es kaum möglich ist, vorwärts zu kommen. Franz ist einem Amulethändler ins Garn

geraten und müht sich, möglichst ungeschoren davonzukommen, aber umsonst. Der Mann versteht sein Gewerbe zu gut, als daß er einen Kunden von Franzens Gemütsart laufen ließe. Er ruht nicht, bis der Gute ein Dingsda aus Leder zum Preise von 10 Gersch um den Hals hängen hat. Dafür werden ihm weder die Kugeln der Araber noch die Dolche der Berber etwas anhaben können. Pest und Cholera haben keine Macht mehr über ihn und selbst Frauengunst und Glück im Spiel wird ihm die Zukunft bringen. Mit seinen schmutzigen Fingern gestikuliert der Händler in der Luft herum, die Kraft der Amuletts zu beschwören.

«Schade, daß ich mich impfen ließ und daran halb zugrunde ging», lachte Franz. «Hätte ich nur damals schon gewußt, daß es solche Dinger gibt.» «Oder noch früher, dann wärest Du nicht in die Legion gekommen.» Darauf gab mir Franz keine Antwort. Er sah mich nur groß an und ein schmerzlicher Zug ging über sein Gesicht.

Nun sind wir wieder zurück. Es war ein gemütliches Bumeln durch die Suqs mit ihren für Europäernasen nicht gerade erhebenden Düften bis nach Gueliz, der Europäervorstadt.

Wieder gießt sich das zauberische Gelbrot über das Land, das mich jedesmal mit Andacht erfüllt. Es reut mich auch heute noch nicht, in die Legion gegangen zu sein. Die Härten haben mich stark gemacht und des Schönen finde ich immer noch genug, mich daran zu freuen.

(Fortsetzung folgt.)